

Kolumne : Lob des Esels

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **95 (2001)**

Heft 12

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jürgmeier

Lob des Esels

Es muss das Zögern in seiner Stimme oder ein flüchtiger Ausdruck seines Gesichts gewesen sein – noch bevor er es aussprach, wurde spürbar: Der Bischof würde die Kerze, die fünfzehnte, nicht anzünden. Er würde jenen Teil des Vaterunser, den viele Christinnen und Christen immer ein wenig undeutlich vor sich hin murmeln, «wie auch wir vergeben unseren Schuldigern», nicht einlösen können, wenn er nicht riskieren wollte, dass sich Angehörige oder Bekannte der vierzehn Ermordeten von den Bänken erheben und das trauernde Zuger Kirchenschiff in einen Ort der Aufruhr verwandeln würden. Die Kerze des Mannes, der eine knappe und fürchterliche halbe Stunde lang ein Mörder war, wurde beiseite gelegt, für spätere Zeiten. Bis dann gilt – der «Massenmörder von Zug» ist keiner von uns. «Das ist kein Mensch mehr», wie es da und dort hiess. Das ist die Sehnsucht nach der Bestie, der wir nach Jahrzehnten der trost-losen Mitschuld an allen Gräueln dieser Welt wieder vermehrt nachgeben.

Im Grunde wünschen sich die meisten von uns, sie lebten in einem Märchen. So auch jene Frau, die einen Wortstreit zwischen mir und der Freundin belauschte – und da kann ich manchmal ziemlich ausfällig werden –, um ihr dann, beim Hinausgehen, ungefragt, zuzurau-

nen: «Haben Sie es noch immer nicht kapiert, es gibt zweierlei Geschlechter – Männer und Menschen!» Wir sehnen uns nach einer Märchenwelt, denn Märchen gehen am Ende immer gut aus. Der möglichst vielköpfige Drache wird heldenhaft erlegt. «Die Guten» siegen. Und die siegen, das sind wir. Aber das Leben ist kein Märchen. Wir sind selten so «gut», wie wir uns entwerfen. Und am Ende siegt immer der Tod.

Die Sehnsucht nach den festen Koordinaten «Gut» und «Böse» erfüllt sich in der Projektion «des Bösen» auf «den Un-Menschen», auf «den ganz anderen», «den Fremden» zumindest. «Wenn Christen extrem werden, werden sie extrem pazifistisch; wenn Moslems extrem werden, werden sie extrem gewalttätig», doziert ein junger Mann, von Bergdohlen belagert, bei Bratwurst und Kartoffelsalat, an einem der wärmsten Herbsttage dieses Jahres, auf dem Säntis, im gemütlichen Appenzell. Und die junge Coiffeuse zuckt zusammen, als ich bemerke, vermutlich habe sie auch schon einem Mörder die Haare gewaschen.

Die Stilisierung «des Bösen» wiegt uns in der trügerischen Hoffnung, die Gefahr habe ein «Kainsmal», unter uns seien wir sicher, wir könnten uns nicht in einen Schlächter verlieben, das vertraute, das eigene Gesicht sei uns gut gesinnt. Hartnäckig hält sich der Mythos vom «bösen Fremden», obwohl wir wissen: Der Ort der «Aufgehobenheit» – die Familie, der Bekannten- und Freundeskreis, das «eigene» Volk – ist zugleich der Ort grösster Bedrohung. Insbesondere für Kinder und Frauen gilt der Satz: Wir sind die, vor denen wir euch immer gewarnt haben. Der Umstand, dass Gewalt in fast allen Kulturen ein Männlichkeiten konstituierender Faktor ist, scheint so unerträglich – für potentielle Opfer und Täter gleichermaßen –, dass er durch die beruhigendere Vorstellung ersetzt wird, Gewalt sei integrierendes Element fremder Kulturen.

Die aufgeregte Hatz auf den «Kinder-

schänder» und «Kindermörder» versucht zu verbergen, dass die körperliche Attacke auf «das Kind» kein Einfall der Barbarei in die Zivilisation, sondern Teil der gesellschaftlichen Normalität ist. Mit ihren Taten weisen die Täter – immer neue Opfer in die OpferTäter-Spirale reissend – auf das zurück, was ihnen selbst angetan. «Jetzt sollen wir wieder an allem schuld sein», empörte sich meine Mutter jeweils, wenn ich mit angelesenen tiefenpsychologischen Erkenntnissen den Familientisch ungemütlich machte. In diesem Punkt war sie der Zeit voraus, wird doch neuerdings – nach der Hochkonjunktur gesellschaftlicher und familiärer Verstrickung – einmal mehr die Ohnmacht des versammelten Erziehungspersonals gegenüber den Heranwachsenden propagiert.

Die Verwerfung des Täters als Gewordener verlangt nach Dämonisierung des Kindes. Und die hat im christlichen Abendland Tradition. Der mittelalterliche Wechselbalg-Mythos findet seine Fortsetzung in den modernen Vorstellungen des «Triebtäters» oder des «Kriminalitätsgens». Sie konstituieren ein «Feindbild Kind», welches das nähere und weitere soziale Umfeld von jeder (Mit-)Schuld freispricht, ja, seinerseits zum Opfer der fremden Bestie macht. So schrieb der «Sonntagsblick», der Vater des «Babyquälers» René O. sei «an den Taten des Sohnes zerbrochen, er starb 1994. Seine Mutter folgte ihm zwei Jahre später.»

Pikanterweise hat nun aber ausgerechnet die Entschlüsselung des menschlichen Erbguts der Ideologie der Bedeutungslosigkeit gesellschaftlicher und elterlicher Zurichtung einen schweren Schlag versetzt. «Wir haben schlicht nicht genügend Gene», erklärte gemäss «WochenZeitung» ausgerechnet Craig Venter, Präsident der US-Firma Celera und «einer der Hauptakteure des Projekts», «um der Idee eines biologischen Determinismus Recht zu geben.»

Bliebe als letzte Zuflucht vor der be-

klemmenden Einsicht, dass die Mörder unter uns zu dem werden, was sie sind, die freie Wahl auf dem Markt der Lebensläufe. Aber sind Sie sicher, dass Sie, mit denselben Genen beglückt und in den gleichen Verhältnissen aufgewachsen, ein anderer geworden wären als der Mörder von Zug? Oder bleibt uns nur die fast unerträgliche Kränkung, dass es nicht unser Verdienst ist, falls wir halbwegs anständige Menschen werden? Dass wir den Mörder – und das ist für die direkt Betroffenen eine fast «übermenschliche» Anstrengung – als einen wie du und ich behandeln müssten?

So wie das Mitglied einer südafrikanischen «Wahrheitskommission», das von einem anderen Mitglied diskret angesprochen wurde. «Ich», sagte der andere zum einen, «bin derjenige, der, damals, deine Folterung befohlen. Kannst du trotzdem mit mir arbeiten?» Nach einem Tag Bedenkzeit erklärte der eine dem anderen: «Du warst offen zu mir, also kann ich es.» Einem Kollegen, dem ich, beeindruckt, die Szene erzähle, entfährt ein «naiver Trottel», womit er sichtbar macht, welch zwiespältiges Verhältnis die christliche Kultur zu ihrer Kernbotschaft – «Liebet eure Feinde» – hat. Und auch wenn der Volksmund sagt «De Gschieder git na, dr Esel bliibt schtaa», erscheint derjenige, der nach der linken auch noch die rechte Backe hinhält, als lächerliche Figur. «Weine nicht, wehr dich!», bekommt der jammernde Bub, zunehmend aber auch das heulende Mädchen zu hören.

Und so schlagen sie, Fortsetzung von politischem, pädagogischem, religiösem Rechthaben und Gutmeinen mit anderen Mitteln, schlagen wir zurück. Die Stilisierung des anderen als Bestie ermöglicht es, Gewalt auszuüben, ohne gewalttätig zu erscheinen. Wir schlagen ja alle alle nur zurück. Auch der Mörder von Zug. Auch die Attentäter von New York. Sie alle sind Menschen, sind Männer aus Fleisch und Blut. Und sie werden zurückschlagen, bis wir den Mut haben, als Esel zu gelten.